

Anne-Marie Fabian

Von Friedrich dem Großen zum Untertan

Zu Heinrich Manns 100. Geburtstag

Luis Heinrich Mann wurde am 27. März 1871 in Lübeck geboren, wenige Wochen nach der Gründung des deutschen Kaiserreiches, dessen schärfster und scharfsinnigster Kritiker er wurde. Sein Vater, auch der Vater von *Thomas Mann*, verwaltete als Senator der Freien Hansestadt Lübeck die Steuern. „Seine Macht war die allen fühlbarste.“

Heinrich Mann wächst in der patrizischen Tradition der reichen Lübecker Gesellschaft auf, die zwar seit der Revolution von 1848 republikanische Einsprengsel hatte, aber sich doch kaisertreu gab. Diese Tradition prägt die Jugendjahre des Dichters, auch noch seine ersten literarischen Aktivitäten z. B. in der Monatsschrift *Das Zwanzigste Jahrhundert*, „Blätter für deutsche Art und Wohlfahrt“, deren Herausgeber er 1895/96 war. In dieser Periode des Sichfindens zieht er noch, beeinflusst von französischen Literaten wie *Paul Bourget*, gegen die „Dekadenz“ der bürgerlichen Republik französischer Prägung zu Felde. Aber in diesen Jahren lernt er auch die Bourgeoisie kennen, die im deutschen Kaiserreich für das Linsengericht der wirtschaftlichen Macht auf eigene politische Vorstellungen verzichtet hatte und Steigbügelhalter der alten absolutistischen Klassen geworden war.

Heinrich Mann hat ein umfangreiches dichterisches und essayistisches Werk hinterlassen, darunter zwanzig Romane, zu denen auch das zweibändige *Henri-Quatre-Opus* („Die Jugend des Königs Henri Quatre“ und „Die Vollendung des Königs Henri Quatre“) gehört.

Heinrich Mann ist in Westdeutschland ein fast unbekannter Dichter, während er in der DDR in Massenaufgaben erschienen ist und in keinem Lesebuch fehlt. Sein kompromißloses, obwohl weitherziges und humanes Bekenntnis zum Sozialismus hat ihm zu dem bequemen Etikett „gehört in die DDR“ verholfen. Dabei ist er der französischen Kultur so verpflichtet wie der deutschen, und kein Dichter dieses Jahrhunderts hat beide gründlicher und einfühlsamer für uns gedeutet. In klassischem Deutsch hat er politische Vorgänge in hohe Poesie verwandelt, ohne sie in „Schönseligkeit“ zu tauchen und ihnen ihre rationale Einsehbarkeit zu rauben. Auch hat er erkannt, daß nur der Mann sich die Liebe des Volkes erwerben kann, der sich nicht in die Schranken fügt, die die deutsche Gesellschaft hier wohlweislich gezogen hat.

„Nirgends liegen zwischen den Klassen solche Eisberge von Fremdheit. Man liebt einander nicht und liebt nicht die Menschen. Die Monarchie, der Herrenstaat, ist eine Organisation der Menschenfeindschaft und ihre Schule. Die Masse der Kleinen, die hier wie überall die größere Wärme des Geschlechts enthält, wird zu entlegenen Hoffnungen verdammt und verdorben für die tätige Verbrüderung, die ein Volk groß macht. Kein großes Volk: nur große Männer. Was es hat an Liebe und allen Ehrgeiz, alles Selbstbewußtsein setzt dies Volk in seine großen Männer.“ 1)

Und warnend fährt er in dem 1906 geschriebenen Essay „Geist und Tat“ fort:

„Seine großen Männer! Hat man je ermessen, was sie dies Volk schon gekostet haben? Wieviel Talent, Entschließungskraft und adliger Sinn unterdrückt worden ist, was an Demut, Neid, Selbstverachtung gezüchtet ward, und was versäumt ward in hundert Jahren an der Nivellierung der moralischen Höherlegung der Nation, damit in unermeßlichen Abständen je

1) Das Werk Heinrich Manns erscheint in der Bundesrepublik als Lizenzausgabe des Aufbau-Verlages, Berlin, im Claassen-Verlag Hamburg. Das obige Zitat ist aus der Essay-Sammlung „Geist und Tat“, in deren erstem gleichnamigen Aufsatz sie steht. Claassen-Ausgabe „Essays“ 1960, S. 11 f.

ein Manneswunder und Ausbund aller Herrlichkeit erscheinen konnte, übermätet von der Entsagung ganzer Geschlechter und dem lebenden Dünger der Nation entsprossen wie eine tierisch fette Zauberblume."

In einem Werk, das am Anfang seines Schaffens steht, und in dem letzten unvollendeten, das in seinem Nachlaß in Santa Monica in Kalifornien gefunden wurde, behandelt er die Figur, die verhindert hat und verhindert, daß die Deutschen ihre Dichter lieben und von anderen Völkern geliebt und geachtet sind: den *Untertan*.

„Den Roman des bürgerlichen Deutschen unter der Regierung Wilhelm II. dokumentierte ich seit 1906“, schreibt Heinrich Mann in „*Ein Zeitalter wird besichtigt*“. „Beendet habe ich die Handschrift 1914, zwei Monate vor Ausbruch des Krieges — der in dem Buch nahe und unausweichlich erscheint. Auch die deutsche Niederlage. Der Faschismus gleichfalls schon: wenn man die Gestalt des ‚Untertan‘ nachträglich betrachtet. Als ich sie aufstellte, fehlte mir von dem ungeborenen Faschismus der Begriff, und nur die Anschauung nicht. Mit dem Roman ‚Der Untertan‘ kam ich früher als erlaubt. Er mußte die vier Kriegsjahre abwarten. Erst Ende 1918 konnte er gelesen werden, und wurde es wirklich: mit großem äußeren Erfolg bei allen Deutschen, denen der verlorene Krieg zuerst Bedenken über ihren Zustand aufdrängte. Sie sind bald mit ihnen fertig geworden und haben fortgefahren, wie wenn nichts wäre. Wahrhaftig gäbe ich die Schuld lieber den Fehlern des ‚Untertan‘ als ihren.“²⁾

Die Figur des Diederich Heßling, schon angelegt in der des Andreas Zumsee in dem 1910 geschriebenen „*Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten*“, wird überzeugend entwickelt, nicht als ein von Anfang an Verlorener, vielmehr bleibt ihm lange die Wahl umzukehren. Es fehlt ihm nicht an Vorbildern, nur erkennt er mit dem untrüglichen Instinkt des Parvenüs, der höher stehen will als sie, daß er keine Verbündeten haben darf, sondern nur Kreaturen. Er aber ist die Kreatur seines Kaisers, und niemand darf sich erdreisten, kritische Blicke auf diesen zu richten. So bewacht er „seinen“ Kaiser und hält das für seine Untertanenpflicht: den Untergrund aufspüren und alle in das Korsett dumpfer Knechtseligkeit zwingen. Dafür wird er belohnt auf seiner absurden Wache, denn Wilhelm II. erblickt ihn:

„Und dann wandte der Kaiser den Kopf und lächelte. Er erkannte ihn wieder, seinen Untertan! Den, der schrie, den, der immer schon da war, wie Swinegel.“³⁾

Aber noch sind die mit den eigenen Gedanken da. Der alte Bück, „ein Achtundvierziger“, wie Diederich bemerkt, und jener antwortet: „Sie wollen sagen, ein Narr und ein Besiegter. Ja! Wir sind besiegt worden, weil wir närrisch genug waren, an dieses Volk' zu glauben. Wir glaubten, es würde alles das selbst vollbringen, was es jetzt für den Preis der Unfreiheit von seinen Herren entgegennimmt.“⁴⁾

Die Liberalen, zu denen der alte Bück gehört, erkennen nicht, wie wichtig es ist, wirtschaftliche Macht in politische umzumünzen. Sie lassen sich die wirtschaftliche entwenden und verlieren danach auch die politische. Geist und Tat trennen sich, und junge Leute wie Heßling, die noch nicht festgelegt sind, sehen bei den Liberalen den notwendigen materiellen Reiz des Vorbildes nicht. Wohl aber sehen sie ihn bei Leuten vom Schlage des Landrats Wulkow.

Geist und Tat erkennen einander nicht gleich; noch bemerkt der alte Bück an dem jungen Mann nur, daß er als Kind so schöne blonde Locken hatte. Zu spät: auf seinem Sterbebett dagegen erkennt er, wen er vor sich hat.

„Da erschrak er, als sei er einem Fremden begegnet, der Grauen mitbrachte ... Die Seinen schrien auf. Vom Entsetzen gedämpft, rief die Frau des Ältesten: ‚Er hat etwas gesehen! Er hat den Teufel gesehen! ...‘“⁵⁾

2) „Ein Zeitalter wird besichtigt“. Aufbau-Verlag Berlin 1947, S. 181.

3) „Der Untertan“. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1967. 2. Auflage, S. 336.

4) a.a.O. S. 107.

5) a.a.O. S. 437.

Der Untertan ist alleiniger Herr. Der Fremde, der Grauen mitbrachte, hat Deutschland erobert und alle jenen zu Fremden gemacht, denen es bis dahin gehörte. („Es ist angenehm für einen Schriftsteller, der Stolz seines Volkes zu sein. "Wesentlich ist, daß sein Volk sein Stolz sei", sagt Heinrich Mann — und verläßt, vom Stolz auf sein Volk entblößt, 1933 Deutschland.)⁶⁾

Wann hat das begonnen? Diesen Beginn stellte der Dichter in dem nachgelassenen Dialogroman „*Die traurige Geschichte von Friedrich dem Großen*“ dar, den er nicht vollenden konnte. Wir besitzen nur ein Fünftel des ganzen, das wie der Henri Quatre Zeitgeschichte im Gewand der Historie werden sollte.

„Friedrich ist allerdings in seiner Person das vorweggenommene Preußen-Deutschland, wie es seines späten Endes werden sollte. Die Überspannung der Kräfte, das ist er ... Seine Totenmaske, die endlich die relative Wahrheit spricht, zeigt befremdliche Formen, unheimlich-unheimische. Das kommt von sehr weit her ...“⁷⁾

Da ist er wieder, der Fremde, der Unheimliche, Unheimliche. Hier als König, hineingeworfen in ein kleines Land, inmitten eines Europas der Intrigen, das doch einer mediterranen Ordnung huldigt, deren französische Gestalt der Preußenkönig anbetet. Wie Diederich Heßling verzichtet er auf die Eroberung der Macht durch Selbstbehauptung, durch Entfaltung der eigenen Würde. Er duckt sich unter die Knute des Vaters. Auch Friedrich hat seine äußeren und inneren Wendemarken. Er muß nicht die europäische Szene beunruhigen, mit den englischen Subventionen seine unnötigen Kriege führen, die ihm nichts einbringen. Alle europäischen Fürsten profitieren von der herrschenden Ordnung, aber sie überfordern sie nicht. Das bleibt Friedrich überlassen, dem sein Volk dafür den Namen der Große beilegt. Das ist der Anfang, daß ein Fürst in Deutschland die Grenzen der internationalen Ordnung mutwillig strapaziert. Ins Allgemeine gewandt, führt der Weg über Diederich Heßling, den Untertan, zu dem der Soldatenkönig den Grundstock legte und den Friedrich bestätigte, weiter zu *Hitler*. Auch ihm erlaubte eine europäische Ordnung, sie zu strapazieren. „Lügen durfte er schon vorher, die Demokratie erlaubte es ihm. Wenn der Lügner wüten kann, ist es Faschismus.“⁸⁾ Das Unheimliche an diesem Vorgang ist, daß er im Lande des Untertan nur von einer Minderheit bemerkt wird. „Die menschliche Verwandlung“ geschieht unbemerkt.

„Erblicke ich ... die hohlen Gesichter der siebzehnjährigen Deutschen, wie sie gefangen nach England gebracht werden — ich meine diese Typen vorher nie bemerkt zu haben: sie sind nicht deutsch, nicht fremd. Sie denken nichts; noch auf der tiefsten Stufe ihres Wandels überlassen sie die Verantwortung ‚dem Führer‘, und das sogar wäre für sie zuviel. Ihre armen Köpfe begreifen keine Verantwortung. Ihre Art von Verzweiflung ist die Indifferenz: seelenlos scheitern ..“⁹⁾

Eine andere Art von Gefangenen, schon etwas älter, sind die Trotzigen. „In den Gefangenenlagern machen viele weiter die Wüteriche ihrer Weltanschauung.“ Aber einige hätten es doch lieber anders gehabt.

„Den intelligentesten der deutschen Gestalten ist anzusehen, daß sie eher als das Heer die Untergrund-Bewegung gewählt hätten. Im Lande reiht man sich ihr ein; übermäßige Entschlossenheit wird nicht verlangt. Wie beim Heer nimmt den X die Masse mit... Des Zusammenhangs der Verschwörung wird kein Einzelner sich bewußt...“¹⁰⁾

Diese Typologie deutscher kriegsgefangener Untertanen steht in dem 1945 vollendeten autobiographischen Bericht „*Ein Zeitalter wird besichtigt*“.

6) „Die traurige Geschichte von Friedrich dem Großen“. Claassen-Verlag 1962, S. 148.

7) a.a.O. S. 152 f.

8) „Ein Zeitalter ...“ S. 146.

9) a.a.O. S. 489 f.

10) Ebda.

„Was die Welt erblickte, war ein Herrenvolk aus Untertanen“, sagte er 25 Jahre früher, nach dem Ersten Weltkrieg, und begründete die Abneigung der Welt:

„... da sie die Verzerrung ihrer selbst, ihre schlechteste Vergangenheit, ihre Rückstände und Hemmnisse hier wiedererkannte. Der Krieg des Reiches und der Welt war, als er dann kam, ein Kampf der Welt mit sich selbst; sie sollte ihre abgelebteste Form überwinden.“

Heinrich Mann ist weit davon entfernt zu behaupten, daß die Deutschen Untertanen seien. Vielmehr sind es „die Eigenschaften des Untertans“, die jedes Volk hat, die durch Zeit und Geschichte sich behaupten oder auch sich überleben können. Die in Deutschland besonders für die Überwindung dieser Eigenschaften äußerst ungünstige Konstellation sieht er darin, daß die absolutistischen Klassen als politische Macht nicht beseitigt worden waren und deshalb die Demokratie benutzen konnten, um sich zu bereichern und ihre Macht zu festigen. Zuerst wehren sich besonders die Sozialdemokraten gegen diese Korrumpierung der Demokratie, aber endlich werden auch sie in den allgemeinen Sog hineingezogen. „Die Demokratie machte ihre Söhne zu Absolutisten“, klagt er.

„Sie dachte fortan in Machtgesetzen anstatt nach den Geboten der Vernunft, sie schloß den Bund mit ihrem Widerspruch, — indes der Absolutismus sich um einige bürgerliche Hilfsmittel bereicherte ... Ein herrschender Typ entstand, der nicht Bürger, nicht Junker, aber beides in einem war, ein Wesen mit Sporen und einem Zahlengehirn, ein wandelndes Paradox, begabt, vor nichts zurückschreckend, was vergewaltigtes, ungerades Denken je ersinnen könnte ... Seine übermächtige Geistesart prägte auch den sozialistischen Nachwuchs.“¹¹⁾

Heinrich Mann entwickelt die Fremdherrschaft eines Typs, der eine Entartung jeden Volkes sein kann, sich jedoch besonders kraß in Deutschland herausbilden konnte. Die Folge davon ist ein reueloser Besiegter, der die Sieger nicht durch seine Einsicht beschämt, sondern sie zu Härten zwingt, die den ganzen unseligen Kreislauf erneut in Gang setzen. Als die Deutschen wieder besiegt waren, läßt Heinrich Mann im ungeliebten amerikanischen Asyl sein Zeitalter Revue passieren und bekennt:

„Früh war ich nicht aufgestanden, meine Eingebung hatte nichts von Prophetie. Allerdings begann ich, als die Tatsachen noch dämmerten. Als Sonnen sind sie nicht gerade aufgegangen. Litt ich an meinen Erkenntnissen, die zu der gleichen Zeit ein jeder hätte empfangen können? War ich ein Kämpfer? Ich gestaltete, was ich sah, und suchte mein Wissen überzeugend, wenn es hoch kam, auch anwendbar zu machen.“

Es ist nicht angewendet worden. Nach dem Kaiserreich betrachtete ich die Republik und hielt von ihr genausoviel, wie sie wert war. Der Zustand, der sie abgelöst hat, das durchaus grauenhafte Fazit der früher durchlaufenen Zustände, dieses Hitlerdeutschland, mußte mich anwidern wie jedes andere Individuum von Geschmack, Selbstachtung und Mitgefühl. Erduldet habe ich, dank Hitler, seiner Herrschaft, seinem Krieg Ängste, Schmerzen, die tiefste Erniedrigung meines Daseins.“¹²⁾

Heinrich Mann starb am 12. März 1950, kurz bevor er in das ihm zugedachte Amt und Heim in der DDR einkehren konnte. Weniger dort als hier ist er fremd geblieben, dazu gemacht von den eigentlichen Fremden, denen, die aus dem Kuckucksei des Untertanen ausschlüpfen und die Kinder des Volkes ausstoßen dürfen; auch heute wieder sind jene Fremden am Werk und „halten schon ihren nächsten Banditen in Bereitschaft“.¹³⁾ Sonst konnte man Heinrich Mann hierzulande besser.

11) „Essays“ S. 398 ff.

12) „Ein Zeitalter . . .“ S. 216.

13) a.a.O. S. 147.